

Die alternde Gesellschaft

Es geht nicht mehr alles so wie früher. Trotzdem planen wir wieder einen Bergurlaub mit den Fahrrädern. Neue Herausforderungen im Alltag kosten manchmal erstaunlich viel Kraft, und die Erholungszeiten werden länger. Das Alter kündigt sich an.

Im Privaten beobachte ich interessante Veränderungen bei mir und in meinem Umfeld. Meine Wahrnehmung baut sich um, seit ich aus dem Dienst bin. Ungefragt erinnere ich mich an Dinge aus meiner Jugend, mehr noch: an Gerüche, an Empfindungen, die an bestimmten Orten hängen. Ich mag es, mir selbst historisch zu werden und meine Lebenserfahrungen zu verarbeiten. Ich genieße es, mit Nachbarn oder Freunden zusammensitzen und Geschichten zu erzählen, die keinen direkten Bezug zum Jetzt haben.

Auch die Dinge, die wir im Laufe unseres Lebens ins Haus geschafft haben, werden plötzlich zur Last. Monat für Monat, Jahr für Jahr arbeiten wir daran, unsere Depots aufzulösen und Ballast abzuwerfen. Das Wenigerwerden wird zu einem konkreten Bedürfnis. Es ist kein Schreckgespenst mehr.

Einzelne Freundschaften bekommen mehr Bedeutung. Ich staune, wozu ich bereit bin, wie viel Zeit ich von meinen privaten Aktivitäten abzwinge. Seit einem Jahr betreibe ich keinerlei mathematische Forschung mehr. Die Musik konzentriert sich auf einzelne Projekte. Dafür verwende ich deutlich mehr Aufmerksamkeit auf Freunde und Familie. Im Alter werde ich sozial kreativ und lasse mich nicht mehr einfach von meinen Gewohnheiten mitschleifen.

Die Leserin mag bei einem Getränk ihrer Wahl und vielleicht beim Anblick des Vollmonds ihre eigenen Beobachtungen hinzufügen. Wenn sie sich ein wenig Zeit lässt, werden die Einblicke in das eigene Leben vermutlich kommen.

Wie aber ist das mit einer alternden Gesellschaft?

Die demografische Pyramide steht Kopf. Das Alter unserer Gesellschaft bekommt Zahlen, Bilder und sein politisches Echo: Rentenreform, Pflegereform, Gesundheitskosten, Fachkräftemangel. Wir versuchen, gesünder zu leben. Wir stellen uns darauf ein, im Alter womöglich weniger Geld zur Verfügung zu haben. Natürlich ist es gefährlich, das private Bild des Alterns zu weit zu überdehnen und auf eine ganze Gesellschaft zu übertragen. Aber der Anstoß zum Nachdenken ist gerechtfertigt.

Wir sind hin- und hergerissen. Einerseits möchten wir endlich genießen, was wir uns im Laufe unseres gesellschaftlichen Lebens erarbeitet und erkämpft haben: die Wiedervereinigung, die Europäische Union, den Schengen-Raum, eine lange Zeit des Friedens und wachsender Sicherheit. Andererseits wollen wir den Jungen nicht zur Last fallen. Viele von uns sind durchaus bereit, weiter mitzuarbeiten und sich zugunsten der Jüngeren einzuschränken, etwa bei Pflege und Rente. Wir wollen allerdings erkennen können, dass diese Einschränkungen tatsächlich bei ihnen ankommen und nicht irgendwo im Missmanagement verdampfen.

Wir sind ängstlicher geworden und schlafen schon einmal schlecht. Der Zugriff auf die erarbeiteten Besitzstände fällt uns schwer. Die blühenden Landschaften bekommen plötzlich einen befremdlich blauen Schein. Trotz abflauender Migration erleben wir Grenzkontrollen und Streit über die Sicherung der Außengrenzen. Unser Sicherheitsbedürfnis erhält mit der russischen Perspektive nicht nur eine Außenansicht. Wir bekommen es mit einem schleichenden hybriden Krieg zu tun, der für manche längst in vollem Gange ist.

Was uns fehlt, sind Bilder einer möglichen Zukunft.

Nur wenige Menschen wollen im Bewusstsein des eigenen Alters noch zu neuen Ufern aufbrechen. Was mich an meiner Generation momentan befremdet, ist ihre auffällige Sehnsucht nach dem Zurück. Wir müssen zurück zum Wachstum, zurück zur alten Stadtkultur mit Käsekuchen am Sonntagnachmittag und nicht bloß Baklava. Zurück zur Bank mit Schalter und zur Briefpost mit Briefmarken. Parkuhr oder wenigstens Parkscheibe, aber bitte nicht die App, die nie funktioniert – verbunden mit der ständigen Unsicherheit, bestraft zu werden, weil das Handy keinen Empfang hat.

Auch ich denke gern an Dickmilch von der Fensterbank und an das Fußballspielen auf der Straße zurück. Auch ich werde unsicher angesichts harsch formulierter bürokratischer Briefe, in denen manchmal nicht einmal die Rechtslage stimmt. Die Kollegin habe einen schlechten Tag gehabt, hieß es gestern bei einer telefonischen Nachfrage. Das mag sein. Es bedeutet aber nicht, dass der nächste fehlerhafte Brief in rüdem Ton weniger bedrohlich wirkt.

Hinter der Sehnsucht nach Bankfiliale, Parkscheibe und Käsekuchen steckt deshalb nicht nur Altersstarrsinn. Darin stecken Bedürfnisse nach Verlässlichkeit, Überschaubarkeit und Selbstwirksamkeit. Diese Bedürfnisse sind berechtigt. Aber wir dürfen sie nicht mit den historischen Formen verwechseln, in denen sie früher einmal erfüllt wurden.

Wir brauchen nicht unbedingt die Bankfiliale zurück. Wir brauchen Verlässlichkeit. Nicht die Parkuhr, sondern eine Technik, die niemanden bei schlechtem Empfang zum Regelbrecher macht. Nicht Käsekuchen statt Baklava, sondern eine Stadtkultur, in der Vertrautes und Neues nebeneinander heimisch werden können.

Zurück ist ohnehin keine realistische Option. Die Zeit ist eine gerichtete Größe.

Das Kokettieren mit der eigenen Müdigkeit und dem eigenen Frust ist eine große Versuchung unserer Tage. Auch ich erliege ihr gern. Das Gute am Schreiben – und für mich auch an der KI – besteht darin, dass ich selbst in einem müden Augenblick ein Ergebnis hervorbringen kann, das über meine Müdigkeit hinausweist. Der Text leugnet meine Erschöpfung nicht. Aber er erlaubt ihr nicht, das letzte Wort zu behalten. Später kann ich mich an dem messen lassen, was ich in einem wacheren Augenblick gedacht und geschrieben habe.

Vielleicht braucht auch eine alternde Gesellschaft solche festgehaltenen Möglichkeiten. Sie muss nicht jederzeit aufbruchsbereit sein. Sie darf müde sein. Aber sie braucht Entwürfe, Institutionen und politische Vereinbarungen, die über ihre jeweilige Erschöpfung hinausweisen.

Eine alternde Gesellschaft muss nicht mehr jedem Aufbruch hinterherlaufen. Aber wenn sie nur noch ihre Kräfte und Besitzstände schont, schont sie sich womöglich um ihre Zukunft.

Wir müssen mutig bleiben.

Das gilt auch für die Rentenreform. Die Bundesregierung hat sich zur Abschaffung der abschlagsfreien Rente nach 45 Versicherungsjahren bekannt. Dann sollte sie dabei bleiben. Sie muss jetzt umso genauer hinschauen, wo Übergänge, Nachsteuerungen und Abfederungen notwendig sind. Wer nach Jahrzehnten körperlicher Arbeit nicht mehr kann, darf nicht zum Kollateralschaden einer richtigen Reform werden. Aber wir sollten nicht jeden Härtefall zum Argument gegen die Reform machen, sondern jeden Härtefall zum Auftrag, sie besser zu machen.

Kurs halten heißt nicht, durchzuregieren und Einwände abzuwehren. Kurs halten heißt, durch die Einwände hindurch genauer zu werden.

Eine alternde Gesellschaft braucht keine jugendliche Vision. Sie muss nicht so tun, als könne sie noch einmal ganz von vorn anfangen. Ihre Zukunftsvorstellung darf erfahrungsgesättigt, vorsichtig und sich ihrer Grenzen bewusst sein. Vielleicht kann sie gerade deshalb Ballast abwerfen, Beziehungen wichtiger nehmen, ihre Kräfte gezielter einsetzen und noch einmal sozial kreativ werden.

Ich wünsche mir Menschen, die nicht gleich abwehrend die Hände heben, wenn jemand mit einer Idee kommt. Sie müssen meine Ideen nicht übernehmen. Es würde schon genügen, sie auf den Tisch zu legen, zu drehen, zu prüfen und etwas Eigenes danebenzustellen.

Vielleicht fehlt unserer alternden Gesellschaft gar nicht die Kraft für die Zukunft. Vielleicht fehlen ihr Orte, an denen wir unsere Kräfte zusammentragen. Dazu die passenden Getränke. Der Vollmond ist sowieso für alle da.